lande von mancherlei Grösse und Form lagern, und erst am Abend des 2. Sept. erschien uns bisweilen die ganze Breite des Gewässers in einer Ausdehnung von vier bis fünf Legoas. Da DE LA CONDAMINE denselben Weg geführt worden ist, als er von der Mündung des Amazonas nach Pará übersetzte, so wird es nur durch die Schnelligkeit seiner Reise erklärlich, dass er sich nicht von dem wahren Wesen der Wasserbewegung in diesem Gebiete überzeugte. Jener Riesenstrom bildet hier keinen engen Canal, sondern einen breiten Meerarm, und sendet seine Fluthen auf diesem Wege wirklich nach der Hauptstadt. Denn aufwärts schiffend hat man beständig mit einer Strömung zu kämpfen, welche wenigstens drei Seemeilen in der Stunde rinnt, und selbst während der Ebbe deutlich bemerkt wird. Hier bleibt übrigens noch die interessante Aufgabe, die Art der Verbindung in diesen Gewässern, die Perioden, in welchen sie bald den Puls des Amazonas bald den des Tocantins erfahren, die Erhöhung und Gestalt der Eilande u. s. f. genau zu bestimmen, eine Aufgabe, die selbst mehrere Jahre der Beobachtung und Messung erfordern würde. Einstweilen wage ich die bereits (S. 980) geäusserte Vermuthung zu wiederholen, dass sowohl der grössere Theil der am südwestlichen Ende des Eilandes von *Marajó* gelegenen Inseln, und derjenigen, die als Deltabildungen des *Tocantins* betrachtet werden können, als auch selbst benachbarte Strecken des Festlandes tiefer liegen als manche dem Ocean in O. nähere Gegenden. Ich werde bei der Schilderung der Insel *Marajó* andere Gründe für diese Ansicht anführen.

Mittag war vorüber, als feiner Regen und Nebel uns die Aussicht auf diesen seltsamen Archipel zu entziehen anfing, und zugleich unser Pilot sich über ein Uebelbefinden beklagte, das uns alsobald in geheimen Schrecken versetzte, weil wir es für die Vorboten der Blatter-Krankheit erkannten. Wir hiessen ihn, sich unter das Verdeck niederlegen, und übernahmen selbst die Führung des Steuerruders. Zwar besassen wir ausser ARROWSMITH's Generalcarte von Südamerica keinen Wegweiser auf diesem Archipelagus; doch schien es nicht schwierig, die Ufer der Insel *Marajó* aufzufinden, und dann längs denselben ge-

gen N. W. vorwärts zu steuern. Unglücklicherweise ward das Wetter immer trüber, wir verirrten uns einigemale zwischen den Windungen der stillen Gewässer, welche wir der Sicherheit wegen aufgesucht hatten, und schifften, bald mit kleinem Winde segelnd bald rudernd, den ganzen Tag hin, ohne einen bewohnten Ort zu finden, wo wir den Kranken sicherer Pflege hätten übergeben können. Dieser Umstand versetzte uns in die peinlichste Unruhe, denn wir brachten bei längerer Anwesenheit des Kranken auf dem kleinen Schiffe die ganze Mannschaft in Gefahr, und hätten die Indianer eine Ahnung von derselben gehabt, so wären sie wahrscheinlich an das Ufer geschwommen, und hätten uns unserm Schicksale überlassen. Nach Sonnenuntergang waren wir, wie sich am andern Tage auswiess, nur eine Legoa von dem kleinen Orte *Breves* auf der Insel *Marajó* entfernt; allein da sich der Wind stärker und stärker erhob, und uns auf irgend eine der vielen Sandbänke in dieser Gegend zu treiben drohte, so wagten wir, bei tiefer Dunkelheit einer sternlosen Nacht und vollkommener Unkenntniss der Oertlichkeit, nicht die Reise noch weiter fortzusetzen. Mit Mühe brachten wir das Fahrzeug am Ufer der Insel in Sicherheit und erwarteten voll bänglicher Gefühle den Morgen. An Schlaf durften wir um so weniger denken, als das Fahrzeug von den gewaltig bewegten Wellen ohne Unterlass hin und her und einigemale so heftig an einen vorher unbemerkten Baumstamm im Wasser geschleudert wurde, dass es aus den Fugen zu gehen drohte. Mit Mühe lichteten wir den Anker und liessen ihn weiter seewärts wieder fallen; doch vergeblich: da er in dem tiefen Schlamme nicht fassen konnte, ward das Schiff wiederholt gegen die Küste getrieben, und es blieb nichts anders übrig, als mit den Indianern abwechselnd in's Wasser zu gehen, um durch die quergestellten Ruder und Rae ein weiteres Aufschlagen zu verhindern. Während dieser Arbeiten begann es zu regnen, wild brausste der Wind in der benachbarten Waldung, und so vereinigte sich Alles, diese Nacht mit Schrecknissen zu erfüllen. Inzwischen nahmen die Symptome der Krankheit bei unserm Piloten zu; doch waren am nächsten Morgen die Blattern noch nicht ausgebrochen. Wir fuhren fort, die Indianer über

die Natur der Krankheit in Ungewissheit zu lassen, und steuerten gen W. N. W. längs der Küste; da wir aber die Maré versäumt hatten, brauchten wir sechs Stunden um den Weg zurückzulegen, der sonst in weniger als einer einzigen gemacht wird. Erst nach Mittag gelangten wir nach *Breves*, wo wir glücklich genug waren, den Kranken der Sorgfalt des Richters, eines gutmüthigen Mulatten, zu übergeben, der in unserer Gegenwart eine Hütte für ihn zurichten liess, ihn seiner alten Negerin zur Pflege überantwortete, und uns einen neuen Piloten verschaffte. Der unglückliche Indianer hatte sich, von einer schwarzen Ahnung verfolgt, umsonst bemüht Pará zu fliehen; sein Verhängniss ereilte ihn hier. Als wir nach acht Monaten zurückkamen, fanden wir sein Grab; bereits blühte darauf die Cosmea, mit deren rosenrothen Blumen die Indianerinen sich die Haare und die Todtenhügel ihrer Geliebten zu schmücken pflegen.

Breves ist die südwestlichste Ortschaft auf der Insel *Marajó*. Kaum möchte ich es ein Dorf nennen, denn von den dreissig bis vierzig Hütten, die ohne Regel in dichtem Schatten von Cacao-, Jambos-, Abiu- und Orangenbäumen umherliegen, hatte nur die des Juiz, aus Flechtwerk und Lehm bestehende, Nebenwände, die andern waren nichts weiter als grosse Dächer aus Blättern der Ubussúpalme, auf niedrigen Pfeilern ruhend, und etwa noch auf der Windseite durch ein tragbares Gitter oder Flechtwerk vor Regen gesichert. Jene Palme (*Manicaria saccifera*, *Gaertn. Mart. Palm. t.* 98. 99.) ist die einzige in Brasilien, welche unzertheilte Blätter, von zwanzig Fuss Länge und sechs Fuss Breite, hervorbringt. Das Gefüge derselben ist so fest, dass ein damit gedecktes Dach bei guter Aufsicht viele Jahre dauern kann; und viele Bewohner ziehen sie, wegen der Leichtigkeit und Kühle, den Ziegeln vor. Alles trug hier den Character idyllischer Armuth und Genügsamkeit. Ein Blick in diese offenen Wohnungen zeigte die üppigen Gestalten der Weiber und Mädchen fast vollkommen nackt, aber in jener naiven Schamhaftigkeit des Naturzustandes, welche, der Prüderie unserer Civilisation gegenüber, doppelt sittlich erscheinet. Man würde diesen

einfachen Menschen sehr unrecht thun, schriebe man die Rücksichtslosigkeit, womit sie ihre Kleider fast überall, nur nicht in der Kirche, ablegen, einer Sittenverderbniss zu. Die Hitze des Klima, Seltenheit und Kostbarkeit der Bekleidung und die Gewohnheit machen sie jenes Bedürfnisses fast vergessen. Wir fanden mehrere Weiber beschäftiget, irdene Geschirre zu bereiten. Sie verfertigen Krüge und Schüsseln, meistens ohne die Drehscheibe zu gebrauchen, aus freier Hand mit grosser Geschicklichkeit. Im Winkel der Hütte erblickten wir den ärmlichen Heerd, mancherlei Fischergeräthe, Hangmatten, und Bogen und Pfeile, Waffen, deren sich nicht blos die Indianer, sondern auch die übrigen farbigen Einwohner bedienen. Ein cylindrisches, zwei Klafter langes Rohrgeflechte (*Tipití*), mit geriebener Mandioccawurzel angefüllt und am Untertheile durch einen Stein beschwert, hängt an einem Querpfosten der Hütte. Auf diese einfache Weise wird der giftige Saft der frischen Wurzel ausgepresst, welchen eine unterstehende Schüssel auffängt. Dieser Saft, über dem Feuer eingedickt und mit kleinen getrockneten Beissbeeren (*Capsicum*) vermengt, liefert dann das *Tucupí*, die gewöhnliche Würze aller Fleischspeisen, von welcher die Bewohner des Estado do Gram Pará eben so häufig Gebrauch machen, als die Ostindier von ihrer Soya. Für die Röstung der Mandioccawurzel stehen einige runde irdene Darröfen unter einem Schilfdache zwischen den Häusern zerstreut, wahrscheinlich Gemeingut der Ortschaft, wie bei Uns auf dem Lande die Backöfen. Was die Bewohner an Kleidern und Wäsche nicht eben benutzen, hängt zum Trocknen ausgebreitet über die Gesträuche um die Hütten her, oder ist in einem rohgearbeiten Kasten aufbewahrt, der auch alle übrigen Reichthümer des Hauses einschliesst. Wenn der Normann im höchsten Norden Europa's seine Hütte nicht verschliesst, weil er der Treue der Nachbarn mehr als Schloss und Riegel vertrauet, so lässt der Ansiedler indianischer Abstammung auf *Marajó* die seine offen, weil er kein Besitzthum von Werth hat, und, selbst ohne Neugierde, auch bei dem Nachbarn keine Heimlichkeiten erwartet. Wie verschieden ist in dieser Beziehung der Character des Negers! Sorgfältig verschliesst er seine Behausung; zugleich mit dem Gefühle heimi-

scher Behaglichkeit erkennt er den Werth eines Besitzthums, und wird dadurch zu Thätigkeit und Erwerb aufgemuntert. Bei solcher Gemüthsart der Bewohner von *Breves* würde man hier vergeblich ausgedehnte Pflanzungen oder andere Beweise von Industrie suchen. Zwar gedeiht Caffe hier ganz trefflich, aber wir fanden die ehemals durch die Jesuiten von *Melgaço*, dem Pfarrorte von *Breves*, angelegten Plantagen vollkommen verwildert; überhaupt schienen uns die Bewohner in entschiedener Sorglosigkeit von einem Tag auf den andern zu leben. Ein kleiner Fisch, den der Mann, einige Waldfrüchte oder Wurzeln, die die Frau nach Hause bringt, sind neben der trocknen, oder mit Wasser eingerührten (*Ticuara*) Mandiocca und einigen Bananen, die man in einem vernachlässigten Hausgarten hegt, die gewöhnlichen Lebensmittel; höchstens sorgt man durch ein Paar, in einer Umzäunung am Wasser aufbewahrte, Schildkröten für Tage des Mangels.

Und doch, was für Genüsse würde diese Gegend, wie die ganze Insel von *Marajó*, Bewohnern darbieten, welche verständen eine fast überschwenglich reiche Natur zu benutzen! In einer so gesegneten Breite, fast gerade unter dem Erdgleicher gelegen, vermag *Marajó* fast alle Colonialproducte der heissesten Zone zu erzeugen; aber die unglaubliche Leichtigkeit, womit sich das hierher eingeführte Rindvieh und die Pferde, fast ohne Zuthun der Ansiedler, vermehrt haben, war Veranlassung, dass die Fruchtbarkeit des Landes vernachlässigt, und Viehzucht bisher der einzige Culturbetrieb dieser Insel geworden ist. Das ganze Eiland ist niedrig, und enthält keinen einzigen Berg, wiewohl es durch die grossen Ströme, welche es bilden, nicht überschwemmt wird, indem sich seine Ufer über den Wasserstand an allen Seiten, besonders aber auf der Nordküste, erheben. Doch befruchtet es sich alljährlich während der Regenzeit selbst durch partielle aber ausgedehnte Ueberfluthungen aus zahlreichen Flüssen, Bächen und Seeen. Die Gebirgsformation des Eilandes ist jenes oft erwähnte eisenschüssige Sandsteinconglomerat. Mit Ausnahme der Nordseite, wo die Küsten vielerorten mit weissem Sand bedeckt sind, liegt überall auf diesem Gesteine eine

mehr oder minder tiefe Schicht guter vegetabilischer Erde. Sümpfe sind häufig, und besonders verrufen ist ein meilenbreiter sumpfiger Landstrich voll Tümpfel (*Mondongos*) im nördlichen Theile der Insel, zwischen den Quellen des Flusses *Anajá* und dem grossen fischreichen See *Arary*, der mit dem Flusse gleiches Namens in Verbindung steht. Dicht mit Würzschilfen (*Scitamineae*), Stachelpalmen und Röhricht bedeckt, ein Aufenthalt der Onzen und grosser Kaimans, wird er von den Reisenden nur mit grosser Gefahr und Anstrengung durchsetzt. Die Vegetation ist auf eine merkwürdige Weise über die Insel vertheilt: die nordöstliche Hälfte, im Allgemeinen etwas höher und trockner, wird von Wiesen (*Campos agrestes*) bedeckt; die südwestliche aber, an Wasser reichere, von Wäldern, welche während der Regenmonate weithin überfluthet, an Verworrenheit, Dichtheit und Unreinlichkeit den Wäldern im untern Stromgebiete des Amazonas ähnlich sind. Die Grenze zwischen diesen verschiedenen Vegetationsformen ist an der Nordküste der Insel östlich von den Mündungen des *Rio Jurara-paraná*; läuft nun durch die Gegenden, in welchen die Flüsse *Cururu*, *dos Mucuins* und *Anajá* entspringen, bis in die Mitte des Eilandes, wo mehrere grosse Teiche sich zu einem kleinen Systeme von Binnenseeen vereinigen, und von da, nach S. O. über die Anfänge der *Rios Atuhá* und *Anabijú* bis an die *Bahia de Marajó* nächst *Porto Salvo*. Der See von *Arary* nebst seinen zahlreichen Zuflüssen und die meisten *Mondongos* liegen in dem nordöstlichen Antheile. Hier sind Waldungen selten, und nur inselartig zwischen Buschwerk oder Grasfluren gruppirt. In dem anderen offenbar niedrigerem Gebiete, welches weit landeinwärts von Canälen durchzogen und mit Gabówaldung bedeckt ist, werden an mehreren Orten, wie z. B. längs dem Ufer des *Rio Canaticú* Bänke von Muscheln, die die Indianer *Cernamby* nennen, gefunden, wovon sich an den nördlichen und östlichen Küsten keine Spur zeigt. Man benützt sie zum Kalkbrennen, da man ausserdem Kalkstein als Ballast von Lissabon kommen lassen muss. Monteiro (Roteiro §. 17.) erwähnt, dass solche fossile Muscheln, die wir leider nicht zu Gesicht bekamen, auch auf dem westlichen Festlande am *Tocantins*, zwischen *Cametá*

und dem *Furo do Limoeiro*, so wie längs den Flüssen *Maracanán* und *Marapany* an der Küste des Oceans, vorkommen. Aus diesen Verhältnissen dürfte sich ableiten lassen, dass keineswegs die ganze Insel ein Anschwemmungsgebilde der Ströme sey, sondern dass vielmehr nur der nordöstliche Theil durch diese von dem Festlande abgerissen, der südwestliche, niedrigere dagegen, ehemals vom Meere bedeckt, entweder durch Erhebung, oder durch allmälige Anhäufung von Land mittelst der Ströme trocken gelegt worden sey. Der nordöstliche, mit Campos-Vegetation bedeckte, Theil gehört, seiner physicalischen Beschaffenheit nach, zu dem Gebiete von *Macapá*, von wo aus sich unabsehliche Fluren bis gen *Cabo Orange* ausdehnen; der waldige Theil dagegen zu dem südlichen Festlande von *Pará*. Vorzüglich in jenen Fluren ist es, wo eine ungemein grosse Menge von Rindvieh und Pferden gezogen wird. Die beiden, der Regierung gehörigen, *Fazendas Arary* und *Chaves* besitzen erstere vierzig, letztere dreissigtausend Stück Rindvieh, *Arary* überdiess zehntausend Pferde. Auch die Carmeliten von Pará und die Mercenarii, deren Kloster später mit dem desselben Ordens in Maranhâo vereinigt wurde, besitzen mehrere dieser, ehemals den Jesuiten zugehörigen Höfe, und man kann aus dem Umstande auf den Reichthum an Rindvieh daselbst schliessen, dass Bischof Brandâo sich darüber zu beklagen hatte, dass jedem Mercenario (vom Orden de la Pieta, wie er in Rom genannt wird) täglich sechs, dem Obern aber zwölf Pfunde Rindfleisch gereicht wurden. Ein Ochs gilt dort 4000 bis 5000 Rëis, ein Pferd 6 bis 10,000 Rëis, eine Stute, die man bis jetzt zu gar keinem Dienste verwendet, nur 1 bis 2,000 Rëis. Die Provisionen an Rindfleisch für das Heer und für die Marine werden von den beiden Fazendas und eben so die eingesalzten Fische von einigen auf Kosten der Regierung unterhaltenen Fischereien (*Pesqueiros*) geliefert. Dass auch die Hauptstadt von der Insel verproviantirt werde, habe ich bereits erwähnt. Der Fischfang in den Seeen der Insel und an ihren Küsten ist sehr ergiebig, und ward früherhin durch eine Gesellschaft in *Pará* betrieben. Die jährliche Einnahme der Regierung von den Pächtern soll sich auf zwei bis dreimalhunderttausend Crusados belaufen.

Unglaublich gross ist der Reichthum an Wasservögeln, unter denen besonders viele wohlschmeckende Arten von Enten (*Mareccas*) gefangen werden. Der eigenthümlichen Landesbeschaffenheit zu Folge ist hier Jedermann beritten, und nicht selten sieht man die Hirten, wenn sie sich der kleinen leichten Montaria in den ausgetrockneten Sümpfen nicht mehr bedienen können, diese am Schwanze ihres Pferdes befestigen, um weiter zu reisen. Die zahlreichen kleinen Bäche, welche von allen Seiten in die umgebenden Ströme fallen, setzen der Bereisung der Küsten grosse Schwierigkeiten entgegen, weil sie ausserordentlich tiefen Schlamm mit sich führen. Man zieht daher vor, sich mit dem Pferde in den Strom zu werfen und jene gefährlichen Orte schwimmend zu übersetzen. Die Fluthen des Pará und des Amazonas umgeben *Marajó* von allen Seiten, so dass selbst grosse Kriegsschiffe in süssem Wasser vor Anker gehen können. Nur während der hohen Wasser im Frühlingsaequinoctium sollen die Gewässer auf der Nord- und Ostseite etwas gesalzen schmecken. Ja, dieses Meer süssen Wassers soll selbst die beiden Inseln *Caviana* und *Machianá* umfluthen, ehe es sich mit dem Ocean vermischt. Diese Inseln kommen in ihrer physicalischen Beschaffenheit ganz mit dem nordöstlichen Theile von *Marajó* überein. Sie sind reich an Viehzucht, und unser Wirth, Senhor Ambrosio Henriquez, besass daselbst zwei grosse Fazendas, die acht- bis zehntausend Stück Vieh erhalten. Die kleinen Inseln *das Camaleôes* unter dem Aequator, u. s. w. hingegen, die sich ausser den genannten in dem Süsswassermeere befinden, werden so sehr überfluthet, dass sie keine Niederlassung und Cultur zulassen. *Marajó*, das grösste Eiland, welches der Krone von Brasilien gehört, auch *Ilha de Joannes* genannt, war früher eine selbstständige Baronie, die vom Könige zu Lehen vergeben wurde. Jetzt ist sie von *Pará* abhängig, und der erste Beamte, ein Juiz de Fora, residirt in *Monforte*, was, mit *Chaves*, der wichtigste Ort (*Villa*) auf der Insel ist. Die ganze Bevölkerung ward i. J. 1820 auf 10,500 Seelen angegeben. Sie ist keinen endemischen Krankheiten unterworfen. Die waffenfähige Mannschaft bildet ein eigenthümliches Militzcorps, *Legiâo do Marajó*, von 524 Mann Reiterei und eben so viel Fussvolk. Der befehligende Oberst ist zugleich erster Commandant der Insel. (5.)

Unglaublich gross ist der Reichthum an Wasservögeln, unter denen besonders viele wohlschmeckende Arten von Enten (*Mareccas*) gefangen werden. Der eigenthümlichen Landesbeschaffenheit zu Folge ist hier Jedermann beritten, und nicht selten sieht man die Hirten, wenn sie sich der kleinen leichten Montaria in den ausgetrockneten Sümpfen nicht mehr bedienen können, diese am Schwanze ihres Pferdes befestigen, um weiter zu reisen. Die zahlreichen kleinen Bäche, welche von allen Seiten in die umgebenden Ströme fallen, setzen der Bereisung der Küsten grosse Schwierigkeiten entgegen, weil sie ausserordentlich tiefen Schlamm mit sich führen. Man zieht daher vor, sich mit dem Pferde in den Strom zu werfen und jene gefährlichen Orte schwimmend zu übersetzen. Die Fluthen des Pará und des Amazonas umgeben *Marajó* von allen Seiten, so dass selbst grosse Kriegsschiffe in süssem Wasser vor Anker gehen können. Nur während der hohen Wasser im Frühlingsaequinoctium sollen die Gewässer auf der Nord- und Ostseite etwas gesalzen schmecken. Ja, dieses Meer süssen Wassers soll selbst die beiden Inseln *Caviana* und *Machianá* umfluthen, ehe es sich mit dem Ocean vermischt. Diese Inseln kommen in ihrer physicalischen Beschaffenheit ganz mit dem nordöstlichen Theile von *Marajó* überein. Sie sind reich an Viehzucht, und unser Wirth, Senhor Ambrosio Henriquez, besass daselbst zwei grosse Fazendas, die acht- bis zehntausend Stück Vieh erhalten. Die kleinen Inseln *das Camaleôes* unter dem Aequator, u. s. w. hingegen, die sich ausser den genannten in dem Süsswassermeere befinden, werden so sehr überfluthet, dass sie keine Niederlassung und Cultur zulassen. *Marajó*, das grösste Eiland, welches der Krone von Brasilien gehört, auch *Ilha de Joannes* genannt, war früher eine selbstständige Baronie, die vom Könige zu Lehen vergeben wurde. Jetzt ist sie von *Pará* abhängig, und der erste Beamte, ein Juiz de Fora, residirt in *Monforte*, was, mit *Chaves*, der wichtigste Ort (*Villa*) auf der Insel ist. Die ganze Bevölkerung ward i. J. 1820 auf 10,500 Seelen angegeben. Sie ist keinen endemischen Krankheiten unterworfen. Die waffenfähige Mannschaft bildet ein eigenthümliches Militzcorps, *Legiâo do Marajó*, von 524 Mann Reiterei und eben so viel Fussvolk. Der befehligende Oberst ist zugleich erster Commandant der Insel. (5.)

Am 3. September vor Mitternacht kündigte der neue Pilot an, dass die Maré zur Abreise günstig sey, und wir verliessen *Breves*, ohne dass unsere Indianer weiter nach dem Zurückgelassenen gefragt, oder wegen seiner Krankheit Furcht geäussert hätten. Der Mond stand hell am Firmamente, mit mildem Lichte die schweigsam düstre Landschaft beleuchtend. Die Ebbe brachte uns um 7 Uhr vor Mittag in die Nähe des kleinen Flusses *Maruauhy*, wo wir mit der Montaria landeten, um nochmals einen Streifzug in die Insel zu unternehmen. Auch hier ist ringsum Alles dichter Wald von himmelhohen Bäumen, mit jungem Gesträuche und vielen Palmen untermengt, und oft so geschlossen, dass man bei hellem Tageslicht tiefe Dämmerung findet. Der Boden, grossentheils aus verfaulten Stoffen, besonders aus aufgelöstem Wurzel-Werke gebildet, ist sehr geneigt, nachbildliche Gewächse hervorzubringen, und wir bemerkten mancherlei riesenhafte Blätter-, Röhren- uud Stachelpilze, die nebst dem auffallenden, phallusähnlichen, rothen Gewächse der Helosis zur Physiognomie dieser feuchten, qualmigen Urwälder zu gehören schienen. Die Indianer versäumten nicht, von den Ubussúpalmen möglichstviele Blüthenscheiden zu sammeln, aus denen sie sich dann Mützen, Säcke und Beutel machten. Diese Palme hat nämlich ihre Blüthen in eine ellenlange, aus braunen starken Fasern gewebte, Scheide eingeschlossen, und kommt dem einfachen Bedürfnisse Jener auf das befriedigendste entgegen. Mit der Nachmittags eintretenden Ebbe setzten wir die Reise stets in der Nähe von *Marajó*, auf Canälen fort, die sich meistens in der Richtung von N. und N. W. halten; wir kamen an *Portento*, einigen Indianerwohnungen, vorbei, und legten uns am Abend zunächst dem *Rio dos Macacos*, einem kleinen, aus *Marajó* kommenden Flusse, vor Anker. Auf gleiche Weise ward die Schifffahrt am 5. früh bis zur Mündung des *Rio Mapuá* fortgesetzt. Auf diesem Wege, meistens nach N. steuernd, erblickten wir viele dichtbewaldete Inseln zu unserer Linken, indem wir uns nicht aus dem Canal zwischen ihnen und *Marajó*, der im Allgemeinen nur drei bis vierhundert Fuss Breite hat, entfernten. Schon hier hatten die Indianer zu thun, ausser der Ebbezeit mit dem Ruder vorwärts zu kommen,